

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 12

Artikel: Bedarf der Föderalismus einer Revision?
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079716>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sieben Meilen

barst beinahe vor Stolz, und ich damit.

Die Hauptperson unter den Angestellten war unser Koch Barua, eine schwächliche Figur mit schwarzglänzenden, geölten Haaren. Mit einem kleinen Gehilfen schaltete und waltete er in seinem Königreich, der Küche, die als kleines Häuschen für sich durch ein Dach mit unserem Bungalow in Verbindung stand.

Neben Baruas Neigung zur Kleptomanie und zu Wutausbrüchen, gab mir eines zu denken: die unbeschreibliche Unordnung, die ich antraf! Stinkende Lappen lagen umher; das Kokosöl, mit dem er seine Haare behandelte, stand friedlich neben der Büchse Fett, mit dem er zu kochen pflegte. Und der Kamm steckte im gefüllten Zuckerbehälter! Ferner entdeckte ich oben auf dem Gestell gestohlene Eier, zwei Hemden von Hannes und meinen längst vermißten Taschenspiegel...

Da stieg mir die Galle hoch. Wütend schmiß ich Lumpen, Zeitungen und sonstiges Gerümpel samt der Büchse mit dem Kokosöl auf den Boden. Die Hemden und der Kamm segelten hintendrein, und sogar der Spiegel mußte dranglauben. Die Eier tätschten schwungvoll auf, und die Eidotter versickerten im Dreck. Es krachte und dröhnte, als ich mich, die Türen schmetternd, ins Badzimmer zurückzog.

Der Friede kehrte wieder und Monju brachte mir ungeheißenes ein Glas lauwarmes Zitronenwasser. Besorgt fragte er mich, ob mir nichts fehle, und blieb im Zimmer.

Unterdessen war der Koch heimgekommen. Eine Flut von Schimpfwörtern ertönte, die sich bis zum Crescendo steigerten. Ich erhob mich, lief gegen die Küche, öffnete vorsichtig die Türe und wollte gerade loslegen... Da erblickte mich Barua. Er hörte sofort auf zu toben, doch seine schwarzen Augen glühten, sein Gesicht verzerrte sich. Wutentbrannt ergriff er das große, scharfgeschliffene Brotmesser, erhob den Arm und wollte es mit aller Wucht nach mir werfen. Im entscheidenden Moment je-

Bedarf der Föderalismus

Von Adolf Guggenbühl

Das soeben erschienene Buch von Adolf Guggenbühl «Die Schweizer sind anders – Die Erhaltung der Eigenart, eine Frage der nationalen Existenz» hat bereits ein starkes Echo gefunden. Es kann nicht anders sein: Das Grundsätzliche und Aktuelle dieses Werkes fordert den Leser heraus. – Wir bringen hier einen Auszug aus einem Kapitel, das im Zusammenhang steht mit den Gesprächen, die zur Zeit über den Föderalismus geführt werden.

B. H.



enn man die Freiheit als höchstes politisches Gut betrachtet, so hat man nicht nur selbst Anspruch darauf, sondern auch der Mitbürger. Auf dieser Einstellung beruht das politische System des Föderalismus.

Unter Freiheit verstand man in der Schweiz von jeher und auch heute noch nicht nur die Freiheit des einzelnen Menschen wie zum Beispiel in England, sondern die Freiheit des Kantons und der Gemeinden. Auch als aus dem Staatenbund ein Bundesstaat wurde, war man bestrebt, das Selbstbestimmungsrecht der Glieder möglichst zu erhalten. Und heute noch sind bei uns viele Aufgaben, die in anderen Ländern durch die Zentralgewalt gelöst werden, in den Händen der Kantone und Gemeinden geblieben.

Hochschule der Demokratie

Hat der Föderalismus unter den völlig anderen Bedingungen des 20. Jahrhunderts noch seine Berechtigung? Ist es nicht so, daß dieses komplizierte, altmodische System zwar vom Standpunkt des Heimatschutzes oder des Tourismus aus sympathisch, staatspolitisch und organisatorisch aber hoffnungslos veraltet ist?

Allen Technokraten und Planern muß es so erscheinen. Sie finden unseren Föderalismus, der großzügigen, das ganze Land erfassenden Lösungen unendliche Hindernisse in den Weg legt, chaotisch und unwirtschaftlich. Interessanterweise hat sich aber unser Föderalismus vom wirtschaftlichen Standpunkt aus als sehr sparsames Regierungssystem erwiesen. Obwohl er nicht nur Zweispurigkeit, sondern 25-Spurigkeit geschaffen hat, führte er zu einer billig arbeitenden Verwaltung. Durch die Dezentralisation bleibt diese übersichtlich und, was das wichtigste ist, kontrollierbar. Unser scheinbar so unrationelles System arbeitet erwiesenermaßen wirtschaftlicher als jenes zentralistischer Länder, wie etwa Frankreichs.

Leerlauf und Fehlentscheide der Bürokratie sind auch deshalb seltener, weil der Beamte in ständigem engem Kontakt mit dem praktischen Leben steht und nicht einfach vom grünen Tisch aus entscheiden kann. In unseren Kantonen und Gemeinden ist es für den einzelnen Bürger viel leichter, zum zuständigen Funktionär vorzudringen als in Frankreich oder Italien, wo alle wichtigen Entscheidungen in Paris oder Rom gefällt werden, und wo es dem Bürger in vielen Fällen überhaupt nicht gelingt, herauszufinden, welcher Beamte maßgebend ist. Der Föderalismus dient auch insofern

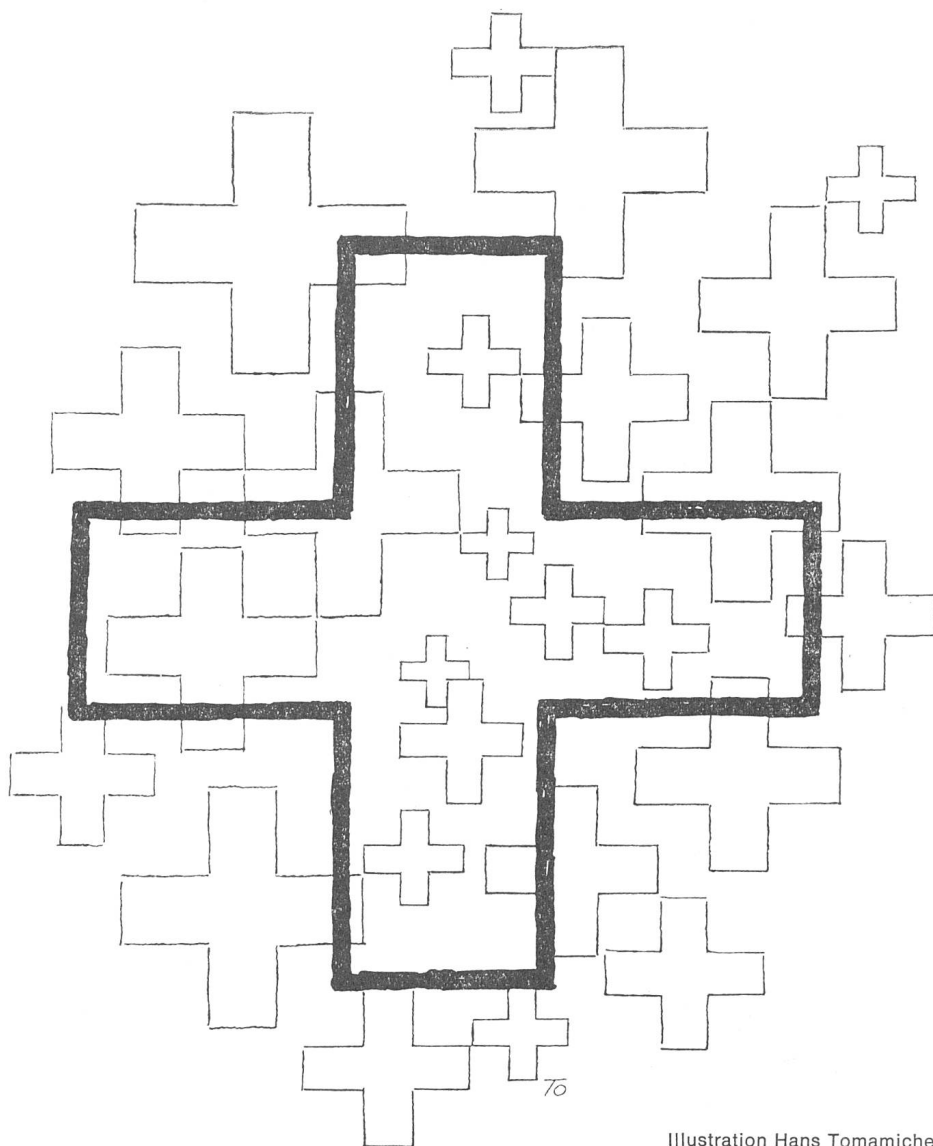


Illustration Hans Tomamichel

der Freiheit, als durch ihn die Macht auf verschiedene Ebenen aufgefächert und dadurch gebrochen wird.

Die Staatsgewalt im Kleinstaat ist an sich harmloser, den einzelnen weniger bedrohend als im Großstaat. Wird nun dieser Kleinstaat in noch kleinere Gebilde aufgeteilt, so kommt der einzelne Bürger noch besser zur Geltung. Es gibt bei uns kleine Dörfer, wo jeder volljährige männliche Bürger ein öffentliches Amt bekleidet. – Das ist mit ein Grund, warum bei uns der Gegensatz zwischen Obrigkeit und Bürger, der in den uns umgebenden Ländern herrscht, unbekannt ist.

Die Kantonal- und die Gemeindepolitik stellen außerdem die Hochschulen der Demokratie dar. Die meisten unserer hohen Amtsinhaber sind nicht weltfremde Theoretiker. Sie haben eine richtige Berufsausbildung hinter sich, und zwar haben sie ihren Lehrblätz meist in der Gemeinde gemacht. Mancher unserer Bundesräte war zuerst Gemeindepräsident und Regierungsrat, bevor ihm das höchste Amt, das wir zu vergeben haben, anvertraut wurde. In der Gemeinde lernt man auch, daß Politik die Kunst des Möglichen, und daß die Parole «Alles oder Nichts» ein kindischer Wahlspruch ist, der, konsequent angewendet, zur Diktatur oder zum Bürgerkrieg führt.

Sieben Meilen

doch stürzte sich plötzlich Monju, der mir unbemerkt, Schlimmes ahnend, nachgelaufen war, auf ihn – und das Messer blieb zitternd im Türpfosten stecken. Ich schrie und rannte keuchend in unseren Bungalow, wo ich, an allen Gliedern bebend, dem Darwan rief, er solle die Türen schließen.

Aus der Küche vernahm ich eine erregte Debatte – Monju las dem Koch die Leviten. Dann wurde es unheimlich still. Wo war Monju?

Nach einer langen halben Stunde hupte es durchdringend vor dem geschlossenen Tor, Hannes stürzte zu mir herein, voller Angst und sichtlich erleichtert, als er mich unversehrt fand. Der gute Monju war mit einer Velorikscha in die Fabrik gesaust und hatte meinen Mann vom Bauplatz weg alarmiert!

Hannes verzog sich darauf in die Küche, wo er von Barua händeringend und wimmernd empfangen wurde: man möchte ihn doch nicht davonjagen und der Polizei übergeben! Er wolle alles daransetzen, um die Memsab zufriedenzustellen! Mein Mann gab ihm eine Bewährungsfrist von einem Monat. Und, was man kaum für möglich gehalten hätte, geschah: Barua und ich wurden beinahe Freunde.

Er war ein gelehriger Schüler. Wir probierten gemeinsam neue, aus meinem Schweizer Kochbuch stammende Rezepte, und innert kürzester Frist verstand er es, Rösti, Knöpfli, gefüllte Omeletten und andere Herrlichkeiten zuzubereiten, als hätte er nie etwas anderes gekocht. Hatten wir Besuch, so wollte Barua immer mit einer Schweizer Spezialität glänzen, und er hatte einen Riesenstolz, wenn ich ihn nachher lobte. – Als Ted Powell einmal bei uns zum Nachtessen war, griff er so tüchtig zu, daß er nachher nicht mehr fähig war, in den Klub zu fahren – er zog es vor, die horizontale Lage einzunehmen: «O Mariann, dear, I do like your food – ich liebe Deine Speisen.»

Das also war mein Personal! – In einem nächsten Artikel werden noch mehr die Sorgen meines Mannes zur Sprache kommen.

ZUSAMMENHÄNGE IN DER NATUR

Von Willy Gamper

Von der «Inneren Uhr» bei Mensch und Tier

Als zivilisierte Menschen kommen wir nur mehr selten in die Lage, von unserem natürlichen Zeitsinn Gebrauch zu machen. Die mechanische Uhr am Handgelenk nimmt uns diese Mühe ab. Überdies bewahren uns zahlreiche äußere und innere Abläufe vor groben Irrtümern in bezug auf die Bestimmung der Tageszeit. Ich denke da etwa an den Stand der Sonne, an vertraute, zeitgebundene Geräusche in unserer Umgebung, an den Grad unseres Appetits und so weiter. Wenn ich aber weiß, daß ich etwa zwei Minuten lang mit jemandem geplaudert habe, bestimmt nicht nur eine halbe Minute, aber ganz sicher auch nicht zehn Minuten lang, so hat dieses Wissen weder mit dem Sonnenstand noch mit meinem Hunger etwas zu tun – es ist der Ausdruck eines instinktiven Gefühls für den Ablauf der Zeit. Auch wenn ich am Sonntag oder in den Ferien ohne äußeren Zwang pünktlich um 5 Minuten vor 6 Uhr erwache, so stammt das Signal dazu, wie man heute weiß, von einer «Inneren Uhr». Wie man sich die Wirkungsweise dieses Zeitmessers vorzustellen hat, kann noch nicht genau gesagt werden. Entsprechende Versuche lassen darauf schließen, daß er auf dem Prinzip selbsterregter Schwingungen beruht.

Daß die «Innere Uhr» vor allem im Reich der Tiere zu erstaunlichen Genauigkeitsleistungen fähig ist, lehren uns Beobachtungen an Insekten und Zugvögeln. Es gilt heute als gesichert, daß sie sich auf ihren Flügen und Wanderungen am Tage nach der Sonne orientieren. Mit Hilfe des Tagesgestirns finden Bienen und Ameisen den Weg zu ihren Futterplätzen und wie-

Föderalismus

Die politischen Fähigkeiten des Schweizervolkes wären ohne die Schule der Gemeindepolitik nicht denkbar. Hier in den kleinen übersichtlichen Verhältnissen bildet sich das politische Urteil, das sich dann nachher in kantonalen und eidgenössischen Entscheidungen auswirken kann. Hier lernt man, daß der eigentliche Einsatz für den Staat nur selten dramatischen Charakter tragen kann.

Das Wort «Dorfpolitiker» hat deshalb bei uns nicht den verächtlichen Klang wie etwa in Frankreich oder Deutschland. Wir wissen, daß die Diskussionen über Güterzusammenlegungen, den Bau eines neuen Schulhauses oder die Anschaffung einer Feuerwehrspritze, die am Stammtisch im Kreuz oder Löwen stattfinden, den denkbar besten staatsbürgerlichen Unterricht darstellen. In Deutschland dagegen nennt man diese Auseinandersetzungen abschätzend «kannegiessern».

Mit der Zeit hat sich ein höchst kunstvolles Gleichgewicht zwischen Bund, Kantonen und Gemeinden herausgebildet. Dieses kann allerdings nicht für alle Zeiten festgelegt werden. Wie jede menschliche Institution, muß sich auch der Föderalismus immer wieder den veränderten Verhältnissen anpassen.

Pflicht wird zur Neigung

Der Föderalismus ist deshalb so schwierig einzuführen und durchzuhalten, weil er eine seltene Tugend zur Voraussetzung hat: die Toleranz. Man muß – und das ist die große schweizerische Leistung – die Freiheit nicht nur für sich, sondern auch für andere wollen. Die Mehrheit darf die Minderheit nicht vergewaltigen, auch wenn sie glaubt, im Recht zu sein.

Nicht nur einzelne Menschen oder einzelne Gruppen können eine Tyrannei ausüben; in der Geschichte sind jene Fälle ebenso häufig, wo die Mehrheit der Minderheit ihren Willen aufzwang. Das ist nach unsern schweizerischen Begriffen nicht demokratisch. Wenn in gewissen Fällen 51 Prozent in vollkommen legaler Weise 49 Prozent überstimmen, so sind zwar die demokratischen Spielregeln gewahrt, aber trotzdem kann Unterdrückung vorliegen. Das ist immer dann der Fall, wenn Einheitlichkeit um der Gleichschaltung willen erzwungen wird.

Diese Neigung haben alle menschlichen Gemeinschaften. Die Mehrheit lehnt das Anderssein der Minderheit ab. Sie will dadurch in erster Linie ihren Machttrieb befriedigen. Das wird jedoch nicht zugegeben, sondern man redet sich ein, die Gleichschaltung sei die Vorbedingung für wirkliche Harmonie, auch wenn sie mit Gewalt erzwungen wurde.

Die Toleranz, welche die Schweizer in politischen Dingen zeigen, grenzt fast ans Wunderbare, besonders da wir unserer pädagogischen Veranlagung nach eher rechthaberisch sind, und man uns nicht ohne Grund vorwirft, uns als Schulmeister Europas aufzuspielen.

Im Verlaufe der Jahrhunderte hat sich aber etwas entwickelt, das sehr selten ist: aus der Pflicht ist im politischen Leben Neigung geworden. Wir dulden heute nicht nur die Verschiedenheit unserer Miteidgenossen, wir lieben sie.

Wenn an einer gesamtschweizerischen Veranstaltung nach dem Deutschschweizer Redner ein Welscher, ein Tessiner und ein Romanisch-Sprechender in ihrer Muttersprache das Wort ergreifen, dann ist es nicht so, daß wir uns mit dieser Erschwerung widerwillig abfinden, nein, wir freuen uns ehrlich über diese Vielfalt.

«Nicht hinauslehnen», «ne pas se pencher en dehors», «è pericoloso sporgersi» – beim Anblick dieser nüchternen Vorschrift in den SBB-Wagen lacht einem richtigen Schweizer das Herz im Leibe.

Es gibt viele Länder, wo mehrere Sprachen gesprochen werden, unter anderen Belgien, Italien. Aber wie sehr müssen zum Beispiel die Flamen ständig für ihre Muttersprache kämpfen!

In Kanada leben zwar die Englisch und Französisch sprechenden Bevölkerungsgruppen friedlich nebeneinander, aber nicht miteinander. Die meisten, die Englisch sprechen, geben sich keine Mühe, Französisch zu lernen.

Der Schweizer ist durchaus nicht besonders sprachbegabt, aber welche Anstrengungen wenden die Deutschschweizer auf, um sich mit der französischen, zum Teil auch mit der italienischen Sprache, vertraut zu machen!

Verständnis für die Minderheit

Heute ist es soweit, daß bei uns die Mehrheit die Minderheit nicht nur duldet, sondern geradezu unterstützt. So hat zum Beispiel das Tessin viele Sonderrechte, nicht de iure, aber de facto. Wenn es irgendwie möglich ist, bemüht man sich, in Kommissionen, Preisgerichten usw. den anderssprachigen Eidgenossen – die man übrigens gar nicht als Minderheit empfindet – eine überproportionale Vertretung einzuräumen.

Ja, man geht so weit, daß die Mehrheit der Minderheit hilft, sich gegen die Mehrheit zu schützen. So helfen die Deutschschweizer den Tessinern, die durch die Deutschschweizer gefährdete Italianità zu erhalten. Aus der gleichen Geisteshaltung heraus unterstützt der Bund die italienisch sprechenden Talschaften des Kantons Graubünden in ihren Bestrebungen für die Wahrung der sprachlichen und kulturellen Eigenart.

Das Schulbeispiel ist die Erhaltung des Romanischen. Romanisch wird nur von 50 000 Personen gesprochen und dabei gibt es nicht nur eine, sondern fünf romanische Schriftsprachen. Trotzdem hat man das Rätoromanische im Jahre 1938 als vierte Nationalsprache anerkannt.

Die Rätoromanen führen einen einzigartigen Kampf um die Erhaltung ihrer chara lingua della mamma. Darin werden sie durch bedeutende Subventionen des Bundes unterstützt. Die Stiftung «Pro Helvetia» widmet sich mit großer Umsicht der Förderung der rätoromanischen Kultur, vor allem des Schrifttums. Dazu kommen die Anstrengungen des Bundes für die Übersetzung wichtiger eidgenössischer Erlasse ins Romanische.

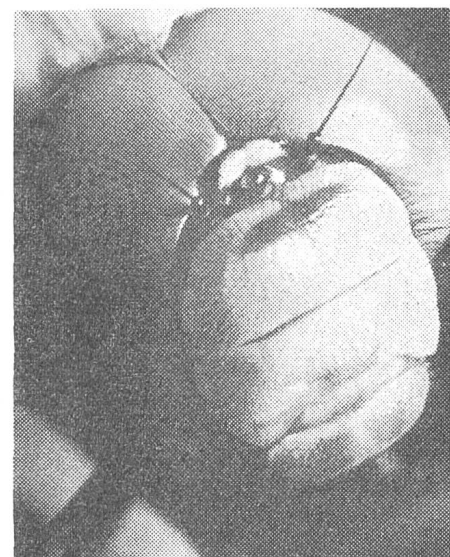
Daß es uns gelungen ist, die Sprachenfrage zu lösen, hängt auch mit dem glücklichen Umstand zusammen, dass sich die Kantonsgrenzen und vor allem die konfessionellen Grenzen nicht mit den Sprachgrenzen decken.

Zusammenhänge

der zurück in den Stock oder ins Nest. Vögel bestimmen nach dem Stand der Sonne ihre Zugrichtung, ähnlich wie der Seemann oder der Pilot seinem Kompaß folgt. Weil aber der Bezugspunkt, den die Tiere zu ihrer Orientierung verwenden, im außerirdischen Raume liegt, wandert er im gleichen Maße aus, wie sich die Erde dreht. Um nach dem Sonnenkompaß richtigen Kurs zu halten, sind demnach laufende oder periodische Korrekturen nötig. Dazu ist aber ein sehr präzises Zeitgefühl erforderlich, eine genau laufende «Innere Uhr».

Um die Vorgänge besser verstehen zu können, verfolgen wir eine Biene auf ihrem Sammelflug. Der Zeiger ihrer biologischen Uhr läuft in 24 Stunden einmal um. Dies ist ein von der Natur unveränderlich festgelegter Ablauf. Beim Abflug wählt das Tier den Kurs, den ihm die Kameradinnen im Stock in ihrer Zeichensprache mitgeteilt haben. Dabei fällt das direkte Sonnenlicht in eines ihrer 5000 halbkugelig angeordneten Einzelaugen. Unsere Biene fliegt nun zunächst so weiter, daß sie die Sonne stets im gleichen Auge behält. Schon nach 10 Minuten ist aber das Gestirn auf Grund der Erddrehung um 2,5 Grad gewandert, so daß der eingeschlagene Kurs jetzt nicht mehr stimmt. Jedes Einzeläuglein auf dem Facettenmosaik

Libellenkopf mit den grossen Facettenaugen und 3 Punktaugen auf der Stirne.



Zusammenhänge

ist gegenüber seinem Nachbarorgan um 2,5 Grad geneigt. Weil die «Innere Uhr» der Biene während der verflochtenen 10 Minuten mitgelaufen ist, kann das Insekt seinen Flugweg jetzt korrigieren, indem es die Sonne mit dem entsprechenden Nachbauge anvisiert und damit den Körper wieder in die ursprüngliche Flugrichtung bringt. Dieses Manöver wiederholt sich im Verlaufe einer Flugmission alle 10 Minuten. Es ergibt sich daraus ein praktisch schnurgerader Kurs.

Bienen fliegen aber bekanntlich nicht immer gradaus. Trotz genauester Zeitmessung müßten sie sich beim Kreuz- und Querfliegen in der Vielzahl der Sonnenwinkel hoffnungslos verirren, wenn nicht ein «Rechengerät» in ihrem kleinen Gehirn alle notwendigen Daten in jedem Zeitpunkt zum «Heimflugwinkel» integrieren würde.

Ob wir wollen oder nicht, immer wieder drängen sich bei solchen Betrachtungen Vergleiche zwischen Natur und moderner Technik geradezu auf, und oft verhelfen uns technische Erkenntnisse zu einem vertieften Verständnis der Natur.



Das sonst immer so fröhliche Ruthli ist eines Tages etwas muderig. Ich frage das Kind, ob ihm etwas fehle. «Häsch Buuchwee?» «Näi, das nöd grad, aber wäisch Mueti, es isch grad, wie wänn ich e Züglete im Buuch hetti!» A. K. in Z.

Unser 4jähriger Michael will immer wissen, von welchem Tier das Fleisch stammt. Kürzlich bereitete ich Kalbskoteletts auf dem Grill. Der Kleine bestaunte die vom Grillieren entstandenen Streifen eingehend und meinte dann strahlend: «Gäll Mueti, das isch Fläisch vomene Zebra.» E. G. in A.

Föderalismus

Bereitschaft zum «Kuhhandel»?

Die Idee der Toleranz äußert sich nicht nur andern Sprachgruppen gegenüber, sie hat unser ganzes politisches Leben erfaßt. Ausdruck dieser gegenseitigen Rücksichtnahme ist der Kompromiß. Die Kompromißfreudigkeit mißfällt jungen Menschen und vielen Intellektuellen, sie setzen sie mit Grundsatzlosigkeit gleich. Zweifellos trägt sie dazu bei, unser politisches Leben verschwommen und farblos zu machen. Aber dieser Bereitschaft zum «Kuhhandel» liegt die Einsicht zugrunde, daß die Mehrheit der Minderheit wenn möglich ihren Willen nicht aufzwingen soll.

Natürlich kann es manchmal zu bizarren Entscheidungen kommen. Ich war vor Jahren Mitglied einer Kommission, die sich mit der Durchführung eines Festes zu befassen hatte. Als es darum ging, die Farbe der Billette zu bestimmen, traten die Sozialdemokraten für rot und die Freisinnigen für blau ein. Schließlich einigte man sich auf einen Kompromiß: Man wählte violett — mit dem Ergebnis, daß der Text kaum lesbar war.

Der Umstand, daß die Mehrheit die Minderheit nicht an die Wand drückt, ist aber entscheidend dafür verantwortlich, daß es in der Schweiz kaum wesentliche Gruppen gibt, die zum Staat grundsätzlich negativ eingestellt sind. Der Ausspruch von Pestalozzi: «Die Eintracht kann nicht durch die Einheit, die Einheit muss durch die Eintracht herbeigeführt werden», hat sich bewahrheitet. Das gilt sowohl seit der Überwindung des Klassenkampfes für die sozialen Klassen wie auch für die einzelnen Regionen.

Allerdings kann man nicht leugnen, daß im Welschland seit langer Zeit ein gewisses Unbehagen besteht. Dieses hat vielfache Ursachen und es wäre sicher eine grobe Vereinfachung, wollte man es nur als Protest gegen die immer größere Stärkung der Zentralgewalt auffassen.

Zu wenig gewürdigtes Opfer

Nichts ist umsonst. Die heutigen Schweizer vergegenwärtigen sich nicht mehr, welch hohen Preis unsere Vorfahren für die Bewahrung des politischen Föderalismus bezahlen mußten: Den Verzicht, eine aktive Rolle in der Weltgeschichte zu spielen. Hätten sich die Eidgenossen, als sie auf der Höhe ihres militärischen Ruhmes standen, entschlossen, Grossmachtpolitik zu treiben, so hätten sie ihre föderalistischen Grundsätze aufgeben müssen. Machtpolitik braucht feste Führung, Konzentration der Gewalt in den Händen von wenigen. Deshalb warnte Niklaus von Flüe: «Eidgenossen, machend den Zuun nit zue wyt!». Das Stanser Verkommenis von 1481 war eine grundsätzliche Entscheidung für den Föderalismus.

Die Opfer, die für diesen Entschluß gebracht werden mußten, werden im Geschichtsunterricht nicht immer deutlich genug herausgearbeitet. Es handelte sich durchaus nicht um die einzig vertretbare Lösung. Wenn wir, wie das bei uns gelegentlich geschieht, jedes Machtstreben von vorneherein als verderblich beurteilen, so gleichen wir dem Fuchs mit den sauren Trauben. Mit der Macht ist es wie mit dem Geld. Beide sind gefährlich, wenn sie

WOHER KOMMT DIESES WORT

zum treibenden Motiv des Handelns werden. Wenn jedoch das richtige Maß gewahrt wird, bilden für uns, die wir keine Heiligen sind, die Macht wie das Geld wie der Ruhm etwas, das uns zwar nicht restlos glücklich macht, aber doch Befriedigung bringt. Es ist nicht leicht, arm zu sein und wirtschaftlich zu den unterentwickelten Völkern zu gehören; es ist aber für ein Volk auch nicht leicht, zu den Armen an Macht zu gehören und bescheiden beiseite stehen zu müssen, wenn die Herren der Welt ihre Entscheidungen treffen.

Immer wieder zeigt es sich, daß wir uns — wenn auch unbewußt — immer noch nicht ganz mit dem Verzicht auf eine auch nur bescheidene Rolle im Welttheater abgefunden haben. Wenn sich immer wieder viele der Jungen am schweizerischen Staat nicht recht begeistern können und ihnen vor allem unsere, mit unserer außenpolitischen Schwäche zusammenhängende, Neutralität nicht behagt, so hängt das zum Teil mit dem Verzicht auf jede Machtpolitik zusammen, der seinerzeit geleistet wurde im Interesse der Freiheit.

Heimat in der Region?

Zweifellos hat die kulturelle Vielfalt der Schweiz etwas Faszinierendes, aber sie hat auch große Nachteile, die wir uns nur deshalb nicht vergegenwärtigen, weil wir uns an sie gewöhnt haben. Die kleinen Gemeinschaften,

Appenzellisch: «förbe»

Von Jost Kirchgraber

Wer außer einem Appenzeller oder einem Kantonsnachbarn weiß, was es für eine Hausfrau bedeutet, alltäglich irgend einen Raum, sei es die Küche, sei es die Stube, «förbe» zu müssen? Zwar weiß es genau genommen auch dieser nicht; ein fundamentales Verständnis dessen, was «förbe» heißt, bleibt doch nur ihr vorbehalten — aber immerhin, auch er kennt das Wort.

Was die übrigen Schweizerinnen und Schweizer anbelangt, so dürfte ihnen die Tätigkeit wenigstens nicht ganz unbekannt sein, die man mit dem Besen ausübt, wenn es gilt, einen Boden zu säubern. Und nicht, daß diese es etwa weniger nötig hätten, gelegentlich vor ihrer eigenen Tür zu «förbe» — doch eben, sie «förben» nicht.

Übrigens weiß man ja, mit welchem reinlichem Gemüt so ein Appenzeller ausgestattet ist, ist es bekanntlich sein Stolz, Sommer und Winter einen nagelneuen Besen vor dem Haus neben dem Eingang hängen zu haben. Und falls Besuch kommt, so langt man rückwärts hinter die Türe und bringt einen abgenutzten, alten Besen zum Vorschein, sagend, die Schuhe möchten doch mit diesem gereinigt werden, dieser taue noch lange, der neue dagegen müsse vorderhand geschont werden.

«Förbe» aber war früher im ganzen hochdeutschen Raum als «furben» gebräuchlich. Noch im 16. Jahrhundert meinte jemand: «Dise Reformatores haben den römischen Hof mit Fuchschwenzen geführt». Obwohl seither von «wischen» verdrängt, erfreut es sich — wer denkt daran — einer geradezu internationalen Verwandtschaft: Nicht bloß das französische «fourbir», auch das italienische «furbire» reichen unserm appenzellischen «förbe» die Hand; und alle wurzeln sie im lateinischen «purus» beziehungsweise «purgare», was «sauber» und «reinigen» bedeutet.



Musikalische Impression
von Toni Businger



Öliger Sand

Du bist also dabeigewesen. Als Transparentträger. Du hast also protestiert. Du hast gebrüllt, geschrien und gepfiffen.

Du schreibst, daß Du entrüstet bist, daß Du die Ungerechtigkeiten der Welt entdeckt hast, daß Du sie verfluchst, daß Du sie ändern willst.

Durch Deinen Protest.

Du schreibst, daß wir Jungen uns alle erheben sollten, daß wir aus einem Mund schreien sollten, daß wir mit gemeinsamem Atem das Unrecht wegblasen könnten.

Du meinst, daß wir durch unser aller Schreien eine neue Welt schaffen könnten.

Durch Protest.

Du ladest mich für Eure nächste Kundgebung ein; gegen was protestiert wird, schreibst Du nicht. Das ist auch unbedeutend, denn es geht Dir ja um das Globale, ums Allgemeine.

Gegen Alles.

Du meinst, Du machst Eindruck, Dein Protest wecke die Leute auf.

Auf Deinem Husarenritt versuchst Du, die eitrigen Stellen unserer Welt aufzustechen. Du schreibst Artikel, Du verschickst Telegramme – Du veröffentlichst vielleicht Briefe an...

Merkst Du nicht, wie Du Seifenblasen nachjagst, wie Du Windmühlen angreifst?

Föderalismus

die der Föderalismus geschaffen hat, sind oft zu schwach, um die Aufgaben, die sie betreuen müssen, richtig erfüllen zu können. Ein Ausweg besteht im Zusammenschluß zu größeren Gemeinschaften. Gewisse Aufgaben, für deren Lösung die einzelne Gemeinde zu schwach ist, werden durch die Region übernommen.

Oft entsprechen die historischen Gemeindegrenzen nicht mehr den heutigen wirtschaftlichen und soziologischen Verhältnissen. Die Gemeindeangehörigen arbeiten nicht mehr dort, wo sie wohnen, sie sind zu Pendlern, Übernachtlern geworden. Außerdem sind viele Aufgaben entstanden — zum Beispiel in den Sektoren Verkehr, Wasser, Luft, Grünzonen — welche die einzelne Gemeinde nicht mehr allein lösen kann, deren Bewältigung nur noch in Zusammenarbeit mit Nachbargemeinden erfolgen kann, sei es durch die Gründung von Zweckverbänden oder auf andere Art.

Aus allen diesen Gründen erhält die Region eine immer größere Bedeutung. Dadurch werden jedoch schwierige neue rechtliche und psychologische Probleme geschaffen, denn das Heimatgefühl, das eine unerläßliche Voraussetzung für das Funktionieren des Gemeindeföderalismus bildet, kann nicht einfach auf die Region übertragen werden. Außerdem kann der Bürger seinen politischen Willen in der Region nicht direkt zum Ausdruck bringen, und gerade das wäre nötig.

Besonders schwierig wird die Lage, wenn diese neuen Regionen, wie das im Fall von Basel zutrifft, die Landesgrenzen überschreiten und Gebiete, die in verschiedenen Staaten liegen, zu einem neuen Gebilde vereinigen.

Es gibt auch Fälle, wo die Lösung darin besteht, daß sich einzelne kleine Gemeinden zu einer neuen größeren Gemeinde zusammenschließen. Von den früheren Eingemeindungen, bei denen eine Großstadt umliegende selbständige Gemeinden aufschluckt, ist man aber mit Recht abgekommen. Dieses Vorgehen widerspricht dem Geist des Föderalismus.

Keine Provinz – kein Zentrum

Natürlich hat auch die Verwurzelung des kulturellen Lebens im Kanton Vor- und Nachteile. Unser Föderalismus bedingt, daß wir nur eine administrative, aber keine kulturelle Hauptstadt haben. Es gibt bei uns kein Zentrum wie Paris, London oder Kopenhagen, sondern wir besitzen 25 Kantonshauptorte, jeder führend in seinem Kanton, jeder voll Stolz und Selbstbewußtsein, jeder eine Welt für sich. Diese Dezentralisierung der Kultur hat etwas Großartiges, denn sie verhindert, daß es bei uns eine Provinz und Provinzler gibt. Sie macht aber gleichzeitig ein intensives, gesamtschweizerisches künstlerisches Leben fast unmöglich, sogar innerhalb der deutschen und der welschen Schweiz.

Der Dichter oder Maler, der in Kopenhagen durchgedrungen ist, ist in ganz Dänemark durchgedrungen. Wer Paris erobert hat, hat Frankreich erobert. Künstler und Gelehrte aber, deren Namen in Basel jedes Kind kennt, sind in Bern oft beinahe unbekannt, von Genf oder Bellinzona nicht zu reden. Das ist — neben der Ablehnung des Starkultes — ein Haupt-

grund, warum es für einen Schweizer schwierig ist, im eigenen Land berühmt zu werden. Fast alle berühmten Schweizer, Gotthelf, Hodler, oder, um einen neueren zu nennen, Honegger, hatten ihre Erfolge im Ausland, und erst von dort strahlte ihr Ruhm in die Heimat zurück. Auch Dürrenmatt und Frisch ging es so.

Es hängt also nicht mit unserer amüsischen Einstellung, sondern mit unsern staatsrechtlichen Verhältnissen zusammen, daß die Schweiz von künstlerischen Persönlichkeiten oft als Holzboden empfunden wird. Sicher lebt ein Künstler in erster Linie seinem Werk, aber die Aussicht auf Geld oder wenigstens auf Ruhm erleichtert es ihm, auszuharren.

Es ist infolgedessen bei uns, wenigstens in der deutschen Schweiz, auch kein literarisches Klima vorhanden. «Besprechungen, Würdigungen und Kritiken von Werken einheimischer Schriftsteller entfachen keine Diskussion, wecken keinerlei Leidenschaft, kaum vermögen sie den Absatz eines Werkes zu fördern. Auszeichnungen, Preise, Ehrungen haben praktisch keinen Einfluß auf den Buchhandel», schrieb einmal Kurt Guggenheim.

X-Land

Die föderalistische Idee hat entscheidend zur Formung des schweizerischen Menschen beigetragen. Der Schweizer ist in seinen guten und schlechten Eigenschaften ohne den Föderalismus überhaupt nicht verständlich.

Wie sich der Föderalismus im einzelnen Fall positiv auswirken kann, möge das nachstehende Beispiel zeigen: Die erste Verfassung von X-Land geht auf das Jahr 1387 zurück. Schon im folgenden Jahre mußte die junge Republik ihre Unabhängigkeit gegen ein einbrechendes Ritterheer verteidigen. Zur Erinnerung an diese ruhmreiche Tat findet seither am Tage der Schlacht alljährlich der Nationalfeiertag statt.

X-Land hat eine eigene, wohl lautende Sprache und eine Literatur von gutem Niveau. Das kulturelle Leben ist sehr rege. Die Hauptstadt besitzt ein beachtenswertes Kunstmuseum, und auch die Musik wird eifrig gefördert. Jedes zweite Jahr wird ein Oratorium aufgeführt.

X-Land darf in Anbetracht des Umstandes, daß der Boden nicht besonders fruchtbar ist, als erstaunlich wohlhabend bezeichnet werden. Obschon sozusagen keine Bodenschätze vorhanden sind, gelang es schon im 17. Jahrhundert, einen bedeutenden Export nach den britischen Inseln, nach Skandinavien, ja sogar nach Ost- und Westindien zu entwickeln. Im 19. Jahrhundert blühte vor allem die Textilindustrie. Ihre Erzeugnisse gingen in alle Länder, nach Afrika, dem Balkan, Vorderasien, Niederländisch-Indien. X-ländische Handelshäuser blühten in Italien, auf dem Balkan, im nahen Orient und in Afrika. X-Land war auch der Staat, der als erster die Arbeiterschutzgesetzgebung einführte. Das war im Jahre 1864.

Wo ist dieses X-Land, das Leistungen vollbracht hat, um die es mancher bedeutende Staat beneiden könnte? Es ist der Kanton Glarus.

Die seinerzeitige Feier der 600jährigen Zugehörigkeit des Standes Glarus zur Eidgenossenschaft hat uns allen die erstaunlichen politischen, kulturel-

Öliger Sand

Dein Protest hat vielleicht kurzen Erfolg, aber dann verpufft er sehr schnell. Jeden Schrei hört man nur kurze Zeit.

Vermag Dich Dein Schreien zu befriedigen? Glaubst Du so stark an Deine Mission gegen alles?

Einverstanden – Protest kann nützlich sein. Er kann uns schützen, er kann verhindern.

Ich protestiere auch. Aber nicht gegen alles und jedes. Ich bejahe möglichst viel oder suche doch möglichst nach einer andern Lösung. Ich halte zurück mit meinem Protest, wenigstens gegen außen. Es ist ja mein Protest, ich protestiere, ich persönlich bin gegen dies oder das.

Was habe ich da davon, wenn ich auf die Straße renne, brülle und Fahnen schwenke?

Bessert dieser offene Protest die Sache? Ändere ich daran auch nur das Minimste?

Das ist keine Lösung.

Es ist höchstens eine gute Inszenierung.

Ich protestiere – aber ich brülle nicht. Ich protestiere – aber ich trage keinen Protestknopf, keine Protesthose, keinen Protestohrring.

Ich protestiere nicht, um aufzufallen. Ich protestiere nicht, weil es modern ist.

Ich protestiere für mich, gegen mich.

Ich protestiere gegen meine Ungerechtigkeit, gegen meine Unmenschlichkeit, gegen meine Unvernunft, gegen meinen Krieg.

Und mein Protest wird immer größer, immer intensiver; ich entdecke, daß alles Böse dieser Welt auch in mir ist, in mir ganz allein. Und ich brülle und schreie mich an, mich ganz allein und leise, ich schwenke Fahnen gegen mich selbst, ich schüttle die Fäuste gegen mich selbst.

Ich bin meine eigene Rote Garde.

Ich streue selbst Sand in mein eigenes Getriebe.

Öliger Sand

Du schreibst, daß Du Sand bist im
Getriebe der Welt.

Aber Du selbst badest in Öl.
Öliger Sand.

Allein bist Du starr, aber in der
Masse bewegst Du Dich.

Und das bewegt auch mich.

Anton



Eine meiner Freundinnen verreiste für
ein Studienjahr nach Amerika. Nach
einiger Zeit hatte ich einen Traum,
in dem sie mir mit Arbeit überlastet
und sehr besorgt erschien. Sie fand
keine Zeit, mir auf verschiedene Fra-
gen Antwort zu geben.

Am nächsten Morgen hatte ich den
Traum vergessen. Erst beim Durch-
blättern der ersten paar Seiten der
Morgenzeitung kam er mir wieder un-
vermittelt und mit voller Deutlichkeit
in den Sinn. Ganz plötzlich hatte ich
das Gefühl, daß das besorgte Gesicht
meiner Freundin bedeuten konnte, daß
sie mich vielleicht heute wirklich nö-
tig hatte. Was ich, so glaube ich, noch
nie tat, so unmittelbar mitten im Zei-
tungslesen, tat ich jetzt: ich verrich-
tete für sie ein stilles Gebet.

Mein Erstaunen kannte keine Gren-
zen, als ich auf der letzten Seite der
Zeitung die Todesanzeige des Vaters
meiner Freundin sah. L. S.

Föderalismus

len und wirtschaftlichen Leistungen dieses Kantons in Erinnerung ge-
bracht. Aber nicht die Leistungen an sich sind das Erstaunliche, sondern
die Tatsache, daß dieses Bergland eine Bevölkerung von nicht einmal
40 000 Personen besitzt.

40 000 Einwohner sind heutzutage nicht viel. Eine französische Provinz-
stadt mit dieser Einwohnerzahl ist meistens eine ziemlich trostlose Ange-
legenheit. Gemeinwesen von dieser Größe führen fast überall in der Welt
ein geschichtsloses Dasein.

In einem zentralistischen Staat hätten die 40 000 Glarner eine sehr ge-
ringe Bedeutung. In unserer föderalistischen Eidgenossenschaft aber ist es
ihnen gelungen, ein Gemeinwesen zu entwickeln, das nicht Provinz, son-
dern Zentrum ist.

Die jahrhundertelange politische Selbständigkeit hat nicht nur einen ein-
zigartigen Staat, sondern auch einen einzigartigen Menschentypus hervor-
gebracht. Dadurch, daß diese Bergbevölkerung ihre Geschicke selbst be-
stimmte, hat sie eine Tüchtigkeit erreicht, die fast ans Wunderbare grenzt.
Diese äußert sich nicht nur im eigenen Land, sondern überall, wo sich die
Glarner niedergelassen haben. Man sagte im 19. Jahrhundert, in jeder größe-
ren Stadt Europas sei bestimmt ein Jude und ein Glarner anzutreffen. Heute
noch findet man die Jenny, Tschudi, Hefti, Schindler, Blumer, Trümpy,
Spälti, Streiff, Legler, Kubli, Leuzinger, Zweifel, Heer, Zwicky nicht nur
in allen Kantonen der Schweiz, sondern in der ganzen Welt, und überall
genießen die Träger dieser Namen mit Recht großes Ansehen.

Eine kühne Aufgabe

Wie die schweizerische Eidgenossenschaft als Ganzes, so ruht auch der
schweizerische Föderalismus in letzter Linie auf einem religiösen Funda-
ment. Die Ablehnung der Gleichschaltung ist Ausdruck der Einsicht, daß
nicht nur die einzelnen Menschen, sondern auch die kleinen menschlichen
Gemeinschaften das Recht haben, ihr Dasein gemäß ihrer Bestimmung zu
gestalten. So wie sich der rechte Naturfreund darüber freut, daß eine Rose
sich als Rose und eine Tulpe sich als Tulpe entfaltet und darin Ausdruck
von Gottes Schöpferwillen sieht, so betrachtet auch der Föderalist die Ver-
schiedenheiten der einzelnen Volksgruppen als etwas von Gott Gewolltes.

Es braucht unerhörten Mut, in der heutigen Welt den Föderalismus auf-
recht zu erhalten. Die als nüchtern und realistisch verschrienen Schweizer
erstreben damit etwas, das der Quadratur des Kreises gleicht, ein Kunst-
stück, das fast übermenschliche Kräfte erfordert. Es handelt sich um eine
politische Aufgabe, wie man sie sich phantastischer und kühner gar nicht
vorstellen kann.

